



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wandlungen des Ich im Zeitenstrom : 1. Vaterhaus und Familie : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Auffassung in Zukunft wirksam zu begegnen sein wird, ist eine Formfrage, die hier außer Betracht bleiben kann. Die Thatsache bleibt bestehen, daß es sich hier um Züge handelt, deren Annehmlichkeiten die Erhebung eines höhern Fahrpreises vollauf rechtfertigen.

Begründeter als die Klagen über die Zuschläge an sich waren die Klagen darüber, daß durch ihre gleichmäßige Höhe die Benutzung der Durchgangszüge auf kürzere Strecken unverhältnismäßig verteuert, ja unmöglich gemacht werde, ohne daß diesem Verkehr ein entsprechender Ersatz geboten worden sei. Inwieweit dem hier vorhandenen Bedürfnis durch Herstellung neuer oder durch Verlegung oder Beschleunigung bestehender Zugverbindungen Genüge zu leisten ist, ist eine Frage, die in jedem einzelnen Falle besondrer, sorgfältiger Prüfung bedarf. Inzwischen ist durch die vom 1. September d. J. ab angeordnete Ermäßigung der bisherigen Zuschläge von zwei und einer Mark auf die Hälfte für Entfernungen bis zu 150 Kilometer die Härte der bisherigen Zuschläge für den Nahverkehr wesentlich gemildert worden.

Nicht zu leugnen ist, daß die Form der Erhebung des Zuschlags als „Platzkartengebühr,“ also als Entgelt für die Zuweisung eines bestimmten Platzes, eine Leistung, ohne die eine Beförderung überhaupt nicht denkbar ist, sehr viel dazu beigetragen hat, die Abneigung des Publikums dagegen in einem Maße zu verschärfen, das in keinem Verhältnis zu der Bedeutung der Sache steht.

Das Bestreben der Eisenbahnverwaltung, den berechtigten Wünschen und Forderungen des Publikums nach Möglichkeit nachzukommen, wird durch die allgemeine Finanzlage zur Zeit in einer Weise beschränkt, die für die Verwaltung sehr hemmend ist. Aber gegenüber den vielen Vorwürfen, die ihr gemacht worden sind, muß ausdrücklich betont werden, daß die Bahnsteigsperrre und die Platzkarten ausschließlich sachlichen Erwägungen entsprungen sind, die mit „fiskalischen“ Absichten nicht das geringste zu thun haben.

Frankfurt a. M.

Otto de Terra



## Wandlungen des Ich im Zeitenstrome

### 1. Vaterhaus und Familie

(Schluß)



Die Häuschen der Biedervorstadt hatten Gärtchen; das der Tanten war mir ein lieber Aufenthalt. Zuweilen gab es von da aus etwas interessantes zu sehen und zu hören. Parallel mit der Biedergasse, von ihren Gärten durch eine Wiese getrennt, läuft die Obergasse. Dort wohnte damals Gefindel. Nicht selten hieß es: auf der Obergasse giebt's Händel! Dann liefen die Biederleute in

ihre Gärten und schauten, an die Bäume gelehnt, dem Schauspiel zu. Ich bekam so eine ganz klare Vorstellung von der Bedeutung des Wortes. Händel bedeutet: daß zwei schlampige Weibsbilder in zeretzten Röcken, mit halb entblößtem Oberkörper und wirren Haaren einander gegenüberstehen, einander anschreien, mit den Armen herumsechten und einander von Zeit zu Zeit die geballte Faust unter die Augen halten. Keine Polizei griff störend in den Dialog ein, der immer erst in der Erschöpfung der handelnden Personen sein natürliches Ende fand.

Zuweilen fand sich in der großen Nähstube auch die Singliese ein, eine arme, alte Frau oder Jungfer, die um eine Schale Kaffee ihre drei bis vier Liedchen zum besten gab. Eins davon klingt mir noch in den Ohren:

Die Liebe macht glücklich und reich,  
Die Liebe macht Bettler zum Reichenich,  
Die Liebe macht ahalles gleich.

Das feine helle Stimmchen des Weibleins mußte in ihrer Jugend nicht übel geklungen haben.

Im Winter saßen wir nach dem Abendbrot um die Lampe herum. Waren Lichtengäste da, so wurde wohl ein Lotteriespiel gemacht, um „Pumpernüsschen.“ Vor Weihnachten wurde der Inhalt der angekommenen Kisten durchgemustert: Bilderbücher, Jugendschriften, Spiele, denn mein Vater hatte außer der Buchbinderei einen kleinen Sortimentsbuchhandel. Sonst las der Vater, mit einem grünen Lichtschirm über dem Gesicht, und zwar ausschließlich naturwissenschaftliche Bücher und Zeitschriften. Er verlegte sich vorzugsweise auf Chemie, Galvanismus und Elektromagnetismus. Er baute Voltasche Säulen und machte Versuche mit der Galvanoplastik; oft scherzte er, er wolle uns alle vergolden, versilbern und verkupfern. Zuerst fertigte er Denkmünzen, Königsbilder u. dergl. an, die er in seinem Schaukästchen aushing. Das wurde in der Umgebung bekannt, und der damalige Direktor des Schullehrerseminars und Waisenhauses in Bunzlau, der ein Relief des Riesengebirges in Wachs bossirt hatte, lud ihn ein, dieses Modell zu verkupfern. Der Vater reiste hin und blieb vier Wochen dort. Die Trennung von uns muß ihm sehr schwer gefallen sein, denn er schrieb häufige, lange und sehnsüchtige Briefe an die Mutter. Als er wiederkam, war die Freude groß — wir hatten ihn mehreremal vergeblich auf der Post erwartet —, und sie wurde noch größer, als er seine Kisten auspackte, in denen er uns allerlei schöne Sachen mitgebracht hatte. Einige Zeit nachher bekam er vom Schweidnitzer Gewerbeverein ein Zeitungsblatt zugesandt, worin seiner Arbeit mit Anerkennung gedacht wurde. Unglücklicherweise wurde diese Gelegenheit nicht dazu benutzt, Verbindungen anzuknüpfen.

Damals wäre es ein großes Glück gewesen, wenn einflußreiche Verbindungen

meinem Vater dazu verholpen hätten, seine chemischen und physikalischen Versuche nutzbar zu machen, denn mit der Buchbinderei ging es rückwärts. Man hat ihn beschuldigt, über seinen Steckenpferden sein Geschäft versäumt zu haben, aber die Sache verhielt sich doch umgekehrt: weil das Geschäft nicht mehr zog, wurde das Steckenpferd vorgespannt. Der Vater fand, als er sich mit ungenügenden Mitteln etablirte, in seiner Mutter und den beiden Schwestern sofort eine ziemlich anspruchsvolle Familie vor, die ihm auch nach seiner Verheirathung noch zur Last fiel, ohne daß diese drei Frauen im Geschäft oder in der Wirtschaft etwas geleistet hätten, sodaß die Mutter eine Dienstmagd halten mußte; denn da noch ein Gesell und zwei Lehrlinge hinzukamen, so hatte sie täglich für neun Personen ohne die Kinder zu kochen. Arzt und Apotheker kamen nicht aus dem Hause, da die Kinder von allen möglichen Krankheiten heimgesucht wurden. Es ist gewiß ein Beweis für die Tüchtigkeit des Mannes, daß er unter solchen Umständen eine Leihbibliothek anlegen und auf 4000 Bände bringen konnte; wahrscheinlich ist er mit der Vermehrung für seine Mittel zu rasch vorgegangen, aber das wäre doch auch wieder nicht möglich gewesen, wenn er nicht bedeutende Abzahlungen geleistet hätte. Da, als es so hübsch vorwärts ging, traf ihn ein harter Schlag, den er vielleicht hätte voraussehen können, wenn er die Fachschriften der Handelswelt studirt hätte. Seinen Hauptverdienst bildeten nicht das Büchereinbinden und sein kleiner Handel, sondern der Druck jener Firmenschildchen, von denen auf jedes Stück Leinwand eines geklebt wird; er bediente sich dazu einer Handpresse. Ende der dreißiger Jahre nun machte die Überslutung mit englischem Kattun der Leinweberei des schlesischen Gebirges den Garaus. (Erst einige Jahre später erstand sie wieder, nachdem die preußische Seehandlung zwei Spinnfabriken, in Landeshut und Erdmannsdorf, errichtet hatte.) Die meisten Kaufleute zogen sich, einer nach dem andern, vom Geschäft zurück und lebten theils als Rentner, theils kauften sie Landgüter und Mühlen; einige wurden bankrott. Bei diesen verlor mein Vater einige hundert Thaler, und der Schilderdruck hörte auf. Nun konnte er den Buchhändlern keine Zahlungen mehr leisten, und die Bibliothek kam unter den Hammer. Ein Jugendfreund erstand den größten Teil davon, sodaß der Vater die Bücher wieder bekam. Aber er war dadurch nicht viel gebessert, denn nun hatte er den Freund als Dränger auf dem Halse. Vor Gericht hatte dieser auf die Frage des Richters nach den Zahlungsbedingungen gesagt: O, das hat keine Eile, vielleicht schenke ich das Geld später meinen Kindern; aus der Gerichtsstube heraustretend aber fragte er meinen Vater: Nun, wann wirst du mir die erste Zahlung leisten?

Das Geschäft wurde fortgeschleppt bis in den Sommer 1845. Eines Nachts wurden wir durch Flammenglut und Feuerlärm geweckt und fanden uns mitten in einem Feuermeer. Unser Haus war das einzige steinerne in einem Block von etlichen vierzig hölzernen, die sämtlich in jener Nacht ab-

brannten. Der Sommer war außerordentlich dürr, und die alten Schindeldächer fingen Feuer wie Strohshober. Die Großmutter meldete, daß sie ihr altes Gebetbuch in dem Eichenschrank geborgen habe, den im siebenjährigen Kriege plündernde Panduren nicht aufzubrechen vermocht hätten, und dann wieder, daß sie die Blumentöpfe gerettet habe; sie hatte sie vom Fensterbrett auf den Tisch gesetzt. Die Mutter aber arbeitete mit solcher Energie und Umsicht, daß uns die meisten Möbel, Betten, Wäsche- und Kleidungsstücke erhalten blieben. Mich schickte sie mit meinen Büchern und dem kleinen Bruder zur andern Großmutter. Es war schwer durchzukommen durch das Gewühl, und der Lärm ungeordneter Menschenhaufen bildete mit dem Anschlagen der Glocken, dem Mollakkord des Feuerkalbes — so wurde das Instrument seines blökenden Tones wegen genannt — und dem prasselnden Flammenmeere zusammen eine schauerliche Nachtszene, genau so wie sie in Schillers Glocke beschrieben wird. Im Zieder fanden wir die Großmutter leblos auf ihrem Bett liegen. Sie war auf die Straße hinausgetreten, und da sie sah, daß es in unsrer Gegend brannte, vom Schlage gerührt worden. Sie lag viele Tage da, sprachlos und ohne ein Glied rühren zu können. Der Vater hat sie später mit Elektromagnetismus behandelt und so weit gebracht, daß sie an einem Stock herumgehen konnte; sie lebte dann noch drei Jahre. Beim Brande war der Vater sinnlos vor Schmerz und mußte mit Gewalt zurückgehalten werden, daß er sich nicht ins brennende Haus stürzte. Einige Tage vorher war er auf Zureden von Freunden, da ja das Feuer einem solchen Steinklumpen nichts anhaben könne, aus der Feuerkasse ausgetreten und nur mit 800 Thalern — soviel betrug die Hypothekenschuld — drin geblieben. Die Mauern standen ja noch unverfehrt, auch die innern, und der Ausbau würde nicht allzu viel gekostet haben. Da ordnete der Bürgermeister in übertriebener Vorsicht an, daß die Feuereffe und die beiden Giebel eingerissen würden, und deren Wucht vernichtete nicht allein die Decken und die noch unverfehrten Öfen des Hauptgeschosses, sondern schlug auch die Gewölbe des Erdgeschosses durch. Der Abbruch des Vordergiebels war ein Kunststück, das mich heute noch in Staunen versetzt. Nachdem man ihn ein wenig unterminirt hatte, wurden am Fensterpfeiler und an Querbalken Seile befestigt, und eine lange Reihe von Männern, die bis über das Niederthor hinausreichte, zog an einem mächtigen Tau, ruckweise, mit dem jedesmaligen Rufe: Einen — Ruck! Beim dritten oder vierten „Ruck“ lag die ganze Reihe rücklings im tiefen Straßentrot, weil die Verbindung oben riß. Endlich kam der mächtige Giebel ins Wanken, schwankte eine Zeit lang hin und her und legte sich hinten hinüber; er hätte, meine ich, ebenso gut nach vorn stürzen und eine Menge Menschen erschlagen können. Der Bürgermeister ließ dann Wachen auf das Grundstück stellen, damit der Schatz nicht gestohlen würde. Aber der hat sich nicht gefunden, und die hartnäckig daran glaubten, stellten die Vermutung auf, er

fei beim Giebelsturz einem Nachbar zugeflogen, dem es nach dem Brande sehr gut ging. Der Verkauf der Materialien ergab nicht viel, denn die einzelnen Ziegel ließen sich nicht absondern, weil sie steinharter Mörtel zu unzerstörbaren Blöcken vereinigte, und der Arbeitslohn verzehrte bei so böser Arbeit den Ertrag.

Von der Bibliothek waren nur etwa hundert Bände, vom Handwerkszeug nur das Nötigste gerettet, und unsre neue Wohnung machte der Buchbinderei vollends ein Ende. Es war eine sehr schöne Wohnung, mitten im Grünen — bei Überschwemmungen mitten im Wasser —, von jedem Fenster die entzückendste Aussicht, aber abseits von allem Verkehr. In einem andern Flügel des langen Gebäudes — es war eine Badeanstalt — wurde für die Großmutter und ihre eine noch ledige Tochter eine schmale Stube gemietet, worin sie sich sehr unglücklich fühlte; denn, sagte sie, ich kann ja hier nicht einmal um den Tisch herumgehen! Sie hat denn auch nicht mehr lange gelebt. Die paar hundert Thaler, die der Vater für das Grundstück und aus den gesammelten Geldern als Unterstützung bekam, überließ er seiner Mutter und den Schwestern als Entschädigung für ihr Anrecht auf das Haus. Zur Sammlung steuerte besonders Hamburg reichlich bei, das drei Jahre vorher von einem noch weit größern Brandunglück heimgesucht worden war und aus aller Welt Gaben empfangen hatte. Eine der Gaben, die uns von dort zufließen, war bezeichnend für die weise Fürsichtigkeit der hanseatischen Herren; es war ein Genußmittel, bei dem die Gefahr ausgeschlossen ist, daß es von Leichtsinrigen in wenig Tagen verpraßt werden könnte: Salz; jede Familie bekam eine ganze Tonne voll.

Bei dieser Lage konnte man es meinem Vater wohl eigentlich nicht verargen, daß er nur einen eben ausgelernten Jungen behielt, der ein paar treu gebliebne alte Kunden besorgte, während er selbst es mit allerlei neuen Erwerbszweigen versuchte. Er kochte Leim, braute Farben, daguerreotypirte, fertigte Gichtpapier, Rheumatismusketten, Ohrenmagnete, galvanoplastische Medaillen, und baute elektromagnetische Apparate für Heilzwecke. Um diese abzusetzen, mußte er reisen, und so geriet er denn ins Herumwandern. Auf der Wanderschaft lehrte er das galvanische Vergolden und Versilbern, und es wird wenig schlesische Städte geben, wo nicht ein Goldarbeiter diese Kunst von ihm erlernt hätte. Der Fehler war nur, daß ihm gänzlich der Geschäftsgeist abging; er leistete alle seine Dienste halb oder ganz umsonst, hatte keine Ahnung von Reklame, sprach mit Paketchen beladen und mit der demütigen Miene des Bittstellers bei seinen Kunden vor und betrieb die Sache ganz planlos. Ein reicher Kaufmann hielt ihn einmal auf der Straße an und sagte: „Es ist doch ein Skandal, daß Sie, ein so gescheiter Mann, es zu nichts bringen; wir wollen zusammen was unternehmen, ich gebe das Geld dazu, schlagen sie etwas vor.“ „Dann, erwiderte mein Vater, bauen Sie doch eine Fabrik für künstlichen

Dünger, das hat jetzt am meisten Zukunft.“ Aber davon wollte der andre nichts wissen.

Mit den schon geschilderten Charaktereigenschaften meiner Mutter verband sich noch eine große Ängstlichkeit, wie sie kleinliche Verhältnisse und Sorgen im Menschen erzeugen, die das Gegenteil von leichtsinnig sind, und diese Ängstlichkeit wurde durch zwei Armbrüche, die ich im zweiten und im vierten Jahre erlitt, und durch die häufigen Erkrankungen sämtlicher Kinder ins Maßlose gesteigert. So kam es, daß ich nicht springen, klettern und mich herumwalgen, nicht ohne Aufsicht ausgehen durfte und viel stillsitzen mußte. So lernte ich denn meine Arme und Beine nicht gebrauchen, und als mir endlich größere Freiheit verstattet wurde, war es zu spät, ich blieb immer schwach und ungeschickt. Das Stillsitzen bei lebhaftem Geiste ergab bei der schönen Gelegenheit, die ich hatte, ganz von selber die Velleseerei. Ich las alles, was ich in die Hände bekam, selbst Unterrichtsbücher für Hebammen. Da der Mutter, die sich anfangs darüber gefreut hatte, des Lesens zu viel wurde, und da ich von manchen interessanten Sachen, die ich aufstöberte, befürchten mußte, sie möchten mir konfisziert werden, so verkroch ich mich manchmal in die dunkeln Winkel der Boden und Kammer, was natürlich den Augen schadete. Ich wurde auch träumerisch davon und richtete aufgetragne Botschaften so schlecht wie möglich aus; wenn ich vom Krämer Zucker holen sollte, so brachte ich Salz, statt Brennöls Essig. Bis zu meinem vierzehnten Jahre habe ich gelesen: das Alte Testament, eine hübsche Ausgabe der deutschen Volksbücher mit Holzschnitten, die damals erscheinenden Heller- und Pfennigmagazine, Modenzei- tungen und Taschenbücher, eine Menge Ritter- und Räubergeschichten (von den Titeln ist mir noch „die Unkenburg“ erinnerlich), die Romane von Tromlit, Spindler, Karoline Bichler, Henriette Hanke und andern. Den „Juden“ von Spindler bringt jetzt der Vorwärts als Feuilleton, was sehr billig und darum sehr praktisch ist. Wenn ich nun manchmal hineinschne in diese unendlich breite Geschichte, so wundere ich mich, wie der elfjährige Junge das hat hinunterwürgen können. Ich habe nämlich gerade diesen Roman mit Leidenschaft gelesen, erinnere mich aber bloß noch an zwei Dinge daraus, die also einen besonders tiefen Eindruck auf mich gemacht haben müssen: die Rettung des Papstes Johann XXIII. aus Konstanz und eine Liebste in grauem Kleid mit schwarzem Sammetstreifen. Diese Kleidung hat mir viel Kopferbrechen verursacht. Wenn einem ein Mädchen oder eine Dame gefallen soll, dachte ich nämlich, so muß sie doch rot oder himmelblau sein, oder weiß und blau gestreift, oder allermindestens weiß; aber grau mit einem schwarzen Streifen, das war doch komisch! Zu den Büchern des Vaters kamen aber auch noch welche aus der Wallenbergischen Bibliothek, die samt einer Naturaliensammlung über der Sakristei der evangelischen Kirche lag. Aus dieser hatte ich einmal ein mehrbändiges Werk in Quart, eine Art von Univesum, mit schönen

bunten Kupfern; besonders erinnere ich mich noch der Abbildung der Pferderassen und eines prachtvollen rot und blauen Vogels Phönix.\*)

Im achten Jahre etwa fing ich an, am Umgange mit Kameraden Gefallen zu finden, und wußte mich nun allmählich von der mütterlichen Aufsicht frei zu machen. Zuerst verkehrte ich viel mit den Kindern des guten Mannes, der uns die Bibliothek schenken wollte, einem gleichaltrigen, sehr wilden Knaben, der später als Mann im amerikanischen Sezessionskriege gefallen ist, und zwei etwas ältern Mädchen. Bald trieben wir in dem schönen Garten des Mannes, bald bei den Großmüttern der drei unser Wesen. Bei der einen spielten wir einmal Theater — die Stücke wurden immer improvisirt —, und ich erschien eben als Geist, in einem Hemde der Großmutter, das wir aus dem Wäschkorbe genommen hatten, da kam sie zufällig herein, fuhr mich an: „Was, du Schwein, meine reine Wäsche schleppt ihr mir herum?“ fügte aber, als sie das Gesicht frei gemacht hatte und mich erkannte, begütigend hinzu: „Ach so, ich dachte, es wäre der Fritze.“ Fritze steckte fichernd in einem Winkel und entkam, wie gewöhnlich, mit seiner Gewandtheit den Griffen der zürnenden Großmutter. Später verkehrte ich mehr mit Schulkameraden, die im Verhältnis zu mir immer älter wurden, denn ich stieg rasch auf und saß als zwölfjähriger mit sechzehnjährigen zusammen, während sich „Fritze“ Zeit nahm. Bei schönem Wetter wurde auch manchmal ein Spiel auf dem Schulhofe unternommen oder auf dem daranstoßenden malerisch an einem Berge hinaufliegenden Kirchhofe, im Winter ein Schneeballkampf oder eine Hörnerschlittensfahrt den Kirchberg hinab. Außer der Schulzeit wurde auf den Bergen und in den Wäldern der Umgegend Ritter und Räuber gespielt. An schönen Sommerabenden durchzogen wir Arm in Arm singend die Straßen. Dasselbe pflegten aber auch die Gesellen und die Lehrjungen zu thun. Einmal, als ich zu Hause schon im Bette lag, sagte die Mutter zu mir: „Hör mal, was die für ein schönes Lied singen!“ Ich dachte: Kennstest du nur den Text, so würdest du nicht schön finden. Zum Baden hatten wir einen schönen Wiesenplatz am Zieder, doch zogen wir uns auch an jedem beliebigen andern Plage am Zieder oder am Bober aus, wenn uns die Lust anwandelte. Daß man auch zum Baden Hosen anziehen müsse, erfuhr ich zu meiner Verwunderung erst in der Gymnasialstadt, wo dieser Kulturfortschritt schon eingeführt war; an vielen Orten Schlesiens ist er lange nachher noch unbekannt geblieben.

Ein Verhältnis zu Geschwistern konnte ich in jenen dreizehn Jahren nicht gewinnen. Ich war der älteste; die drei folgenden starben, und zwar alle an langwierigen Krankheiten, im Kindesalter. Dann kam ein Bruder, der zwar am Leben blieb, aber sechs Jahre jünger war als ich, was in diesem

\*) Es wird wohl Bertuchs Bilderbuch gewesen sein.

Lebensalter einen gewaltigen Abstand macht, besonders wenn man an ältere Kameraden gewöhnt ist; erst weit später sind wir durch brieflichen Verkehr mit einander bekannt geworden und haben uns innig befreundet. Der jüngste Bruder, der noch lebt, und eine Schwester, die vierzehn Jahre alt geworden ist, waren, als ich aus dem Hause fortkam, ein und zwei Jahre alt. Spaziergänge in Gesellschaft der Eltern kamen selten vor. Nur dann und wann einmal erlaubten sie sich die Teilnahme an dem kostenlosen Stadtbuschvergnügen. Jeden Montag zogen im Sommer viele Bürgerfamilien in den Stadtwald hinauf; auch die Lehrjungen wurden mitunter mitgenommen, teils aus Menschlichkeit, teils um Kinderwagen, Proviant und Geschirr zu schleppen. Es ging um den Burgberg herum, zwischen Feldern hindurch, dann in einer wilden Kirschallee den Berg hinauf, endlich durch den dunkeln Tann zu einer Waldwiese, über die hinweg man auf die hochragenden Mauern, Dächer und Türme des Zisterzienserstifts Grüssau blickte. Unter den Bäumen an der Wiese standen Tische und Bänke. Dort ließen sich die Karawanen nieder. Die Knaben sammelten dürre Äste und Reisig und machten Feuerchen an, woran die Frauen und Mädchen Kaffee kochten. Gegen Abend wurde noch einmal zum Kartoffelkochen Feuer gemacht. Zuweilen lieferten die Stadtmusikanten Tafelmusik. Zwischen den Mahlzeiten vergnügten sich die Kinder teils mit Spielen, teils mit Beeren- und Pilzesuchen, teils mit Zoologie, d. h. sie fingen Frösche, Eidechsen, Blindschleichen, Heupferdchen und Feldmäuse. Am äußern, der Stadt zugekehrten Saume des Stadtwaldes tummelte sich die Jugend am Johannisabend vor einem dankbaren Publikum Raketen und Schwärmer losbrennend und Besen schwenkend. Das letzte war das schönste — zum Ansehn, mein ich, denn mitgeschwenkt habe ich nicht. Goethe, der in vielen Stücken anderer Ansicht war als die Polizei, hat diesem alten Heidenbrauch die zwar nicht formvollendeten, dafür aber desto wahreren Verse gewidmet:

Johannisfeuer sei unverwehrt,  
Die Freude nie verloren!  
Besen werden immer stumpf gekehrt,  
Und Jungen immer geboren.

Sa die Polizei! Im heutigen Zeitalter, wo die Polizei alles und der Mensch nichts ist, wird der Deutsche in der Schule dazu gedrillt, „seinen“ deutschen Wald anzufingen, aber ihn zu betreten ist ihm — wenigstens in den Gegenden des Vaterlandes, wo der preußische Pilz- und Beerenparagraph streng gehandhabt wird — verboten, und seine Herrlichkeiten bleiben ihm verschlossen; kein Beerlein, kein Blümlein und keinen Tannzapfen darf er sich daraus holen, was er haben will, auch das kleinste, muß er kaufen, und die Polizei würde den Weltuntergang hereinbrechen sehen, wenn sie irgendwo eine solche Häufung von „Waldfreveln“ entdeckte, wie sie damals unangefochtner Volksbrauch war.

Die Welt ist damals nicht untergegangen, und im Landeshuter Stadtwalde wenigstens ist niemals auch nur das kleinste Unglück geschehen. Im Gegenteil hat der Wald einmal großes Unglück abgewendet. Ein paar Jahre vor meiner Geburt — so hat mir die Mutter erzählt — war eines Montags die ganze Bürgererschaft samt dem hochwohlwöblichen Magistrat draußen versammelt. Da kam plötzlich der Ratsdiener gelaufen, gab Zeichen des Entsetzens von sich, aber reden konnte er nicht, sondern er stand mit weit aufgesperrem Maule, nur heftig gestikulierend, vor dem Bürgermeister. Da erkannte der Gestrenge in seiner Weisheit, daß den Ärmsten die Maulsperrre befallen habe, und mit einer höchst eigenhändigen Ohrfeige richtete er den verrenkten Kinnbacken wieder ein, worauf die Meldung erfolgte: „Der Ratssturm ist eingestürzt!“ Da der Marktplatz ganz menschenleer gewesen war, hat er niemanden erschlagen können.

Noch eine andre „Solitane“ stand uns zur Verfügung: Bethlehem bei Grüssfau. Vom Kloster führt ein Kreuzweg in den Wald hinein. Die Endstation, eine etwas größere Kapelle, steht in einer Lichtung des Waldes, daneben ein mit alttestamentlichen Bildern ausgemaltes Gartenhaus mit einer Kuppel auf einem tiefen, mit wunderbar klarem Wasser angefüllten Teiche; weiterhin eine schlichte ländliche Gastwirtschaft, die auch ein paar Badezellen enthält, in die sich das Wasser selbst hineinpumpt: der Bach nämlich, der aus dem Teiche abfließt, setzt ein Rad und durch dieses das Pumpengestänge in Bewegung, wodurch das Teichwasser in eine Rinne gehoben wird, die den Leuten im Hause das Wasser von oben zuführt. Das Spiel dieses einfachen mechanischen Kunstwerks und das große Schöpfrad der Landeshuter Leinwandbleiche haben uns Jungen die ersten Begriffe der Mechanik beigebracht. Ein schönerer Platz für Nachmittagsgesellschaften an heißen Sommertagen als diese Waldwiese ist gar nicht denkbar. Das Vergnügen war hier nicht ganz umsonst, aber doch sehr billig; für meine Eltern freilich in der Zeit, wo es bergab ging, schon zu teuer und auch zeitraubend, sodaß ich nicht in ihrer Gesellschaft, sondern nur mit Tanten und auf Schülerausflügen hingekommen bin. Später bin ich ein Jahr lang in Grüssfau Kaplan gewesen und habe den Sommer über täglich mit meiner Mutter den Nachmittagskaffee unter Bethlehem's Bäumen getrunken.

Der Sinn für Naturschönheit wurde früh in mir geweckt durch Ausflüge ins Hirschberger Thal. Die jüngste Schwester meiner Mutter heiratete den Lehrer des Dorfes Schildau zwischen Fischbach und Erdmannsdorf. Das erstemal war ich, neun oder zehn Jahre alt, mit den Eltern dort, dann allein jedes Jahr bis in die Gymnasiafstenzeit hinein. Man ging entweder über Kupferberg, das sich, auf der Kuppe eines Berges gelegen, von Westen aus sehr malerisch ausnimmt, oder über den Schmiedeberger Kamm. Der zweite Weg war der interessantere („war“ darf man sagen, weil die alte Chaussee nicht

mehr benutzt wird; wer von Landeshut nach Schildbau oder Hirschberg will, geht jetzt überhaupt nicht mehr zu Fuße, sondern fährt mit der Eisenbahn). Um Aussicht zu haben, muß man freilich, auf der Paßhöhe angelangt, von der Chaussee abbiegen und auf die Friesensteine klettern, aber hie und da gestattet der Wald doch einen Durchblick, und eine Lust war es, die Kutschen den steilen Schlangenweg hinunterfausen zu sehen oder selbst in einer hinunter zu fausen (es gab immer leergehende, die einen für eine Kleinigkeit mitnahmen), denn die Kutscher hielten es für Ehrensache, im schnellsten Trabe zu fahren; Lastwagen nahmen aufwärts selbstverständlich Vorspann. Man kann sich nun nicht leicht ein schönes Landschaftsbild denken, als das von der südwärts gelegnen Siebelsstube meines Onkels A. Ein Vordergrund von lieblichen, mit Laubwald bedeckten Hügeln und eingestreuten Ortschaften und Schlössern, links ein Bergkegel und seitwärts dahinter zwei höhere Kegele, Zwillinge: die Fischbacher Falkenberge; weiterhin ringsum schwarz bewaldete Berggrücken, als Abschluß vor dem Beschauer der Riesentamm mit der Koppe, von allen deutschen Mittelgebirgen das mit dem schärfsten und schönsten Umriß und bei schönem Wetter wunderschön hellblau oder tiefblau gefärbt. Streifte man dann herum, so kam man aus einem Park in den andern und konnte sehen, wie sich der Landschaftsgärtner die natürliche Landschaft zu nütze macht. Nach dem Brande holte mich der Onkel einige Wochen hinaus. Er redete mir zu, ich sollte Lehrer werden, er wolle mich fürs Seminar vorbereiten; ich bekam auch Lust dazu, besonders da er schon einen Präparanden hatte, einen losen Burschen, mit dem ich bald gut Freund wurde. Ich schrieb daher an die Eltern und bat um ihre Einwilligung. Aber da kam die Mutter und holte mich; denn sie hegte die begründete Hoffnung, daß ich, wenn ich zu Hause bliebe, katholisch werden würde. Der Onkel war ein eifriger Protestant, und es hat zwischen ihm und den Schwägerinnen gar manchen harten Strauß gesezt; später, in meiner katholischen Periode, habe auch ich mich mit ihm herumgezankt. Er gehörte der kirchlichen und politischen Linken an und las viel in naturwissenschaftlichen Werken moderner Richtung. Auch war er 1848 Mitglied der Nationalversammlung, und zwar steuerverweigerndes, was zwar, so lange der Kaufsch dauerte, seiner Frau von den Bauern viel Butter, Eier und Würste, ihm selbst aber einen so ungnädigen Landrat eintrug, daß er zeitlebens auf keinen grünen Zweig mehr kam. Da er nun das Gegenteil von einem geduldigen Lamm war, und die Nahrungsforgie bei einer Kinder-schar, die schließlich auf neun anwuchs, groß wurde, so gestaltete sich das Leben der guten Tante, die die Geduld und Sanftmut in Person war, zu einem gar nicht gelinden Fegefeuer; als ich älter wurde, machte sie mich, an dem sie immer noch sehr hing, zum Vertrauten und war hocherfreut, wenn ich einmal kam, daß sie jemanden hatte, dem sie ihre Not klagen konnte. Übrigens bewiesen mir auch der Onkel und die kleinen Bettern und Basen

eine Anhänglichkeit, die ich durch nichts verdiente, und die ich mir heute nur daraus erklären kann, daß sie in der Einförmigkeit ihrer Weltabgeschiedenheit nach Abwechslung dürsteten. Es kostete jedesmal einen mehrtägigen Kampf, ehe es mir gelang, mich loszureißen. Man versteckte mir Mütze und Stock, hielt mich an den Kockschößen fest und verzögerte durch allerlei Kriegsklisten den Abmarsch bis in den späten Nachmittag, wo es dann hieß: zu spät für heute.

So oft ich in der Zeitung die üblichen Klagen über die „Zuchtlosigkeit“ der heutigen Jugend lese, muß ich lachen. Laudator temporis acti kann ja ein Mensch, der in seinem Hirnkasten einen leidlichen Photographieapparat hat und empfangne Eindrücke festhält, namentlich wenn er noch dazu ein bißchen Weltgeschichte gelernt hat, sein Lebtag nicht werden. Trotzdem lobe auch ich mir die vergangne Zeit, aber nicht wegen der größern Sittsamkeit der damaligen Jugend, sondern umgekehrt gerade wegen des geringern Zwanges zur Sittsamkeit, wegen der Freiheit, deren sie genoß, und in der sie nicht nur selbständig denken und handeln lernte, sondern sich auch den zur Überwindung der Schwierigkeiten des Lebens notwendigen Vorrat von Lebenslust, Lebensfreude und Hoffnungsfähigkeit erwarb. Die Schuldisziplin war erbärmlich; die Schüler förderten alles von natürlicher Roheit zu Tadel, was sie in sich trugen, und die Prügel, die sie dafür kriegten, waren nichts als eine willkommne Vermehrung des Ulls; was hatte das bißchen Schmerz zu bedeuten gegen das Vergnügen, den Lehrer zu ärgern und ihn dann beim Häuten sich so komisch geberden zu sehen! Auf dem Gymnasium war das Hinauströmmeln unbeliebter Lehrer Sitte, und selbst Quintaner unterstanden sich, nach einem solchen Opfer mit Tintenfassern zu werfen. Was die Wohlstandigkeit mit Beziehung auf das Allerunanständigste anbetrifft, so hieß es in der Vorstadt und auf dem Dorfe: da per tutto, dove vuol, wie in Torbole (Goethes Italienische Reise, 12. September 1786), und im Schweidnitzer Keller zu Breslau, der stets überfüllten Kneipstätte der Bürger und Studenten, bestand mit Rücksicht auf das ehrsame Walkergewerbe eine Einrichtung, die heute nicht einmal öffentlich zu beschreiben erlaubt sein würde. Die militärische Schulaufsicht und Schuldisziplin unsrer Zeit, die militärische Drillung des ganzen Volks, die strenge, beständige und allgegenwärtige Polizeiaufsicht, der jeder nicht zu den höhern Ständen gehörige Mensch von der Wiege bis zum Grabe in allen seinen Verrichtungen unterworfen ist, die Nötigung und die daraus erwachsene Sucht, als Herr oder Dame aufzutreten, die die Jugend bis zum Alter von zehn Jahren und das gemeine Volk bis zum Tagelöhner hinab ergriffen hat, alles dieses zusammen giebt der Öffentlichkeit heute den Anstrich unendlich größerer Ordnung, Sauberkeit und Wohlstandigkeit.

Es würde nicht der Mühe lohnen, hierbei zu verweilen, wenn es sich bloß um den laudator temporis acti als komische Figur handelte, der so, wie ihn Horaz beschrieben hat, nach psychologischen Gesetzen fortleben wird bis

ans Ende der Dinge. Aber heute lobt man die alte Zeit und entrüstet sich über die gegenwärtige Zuchtlosigkeit aus politischer Berechnung. Unter dem Vorwande, für bessere Zucht der Jugend zu sorgen, will man die Polizei- und Justizmaßregeln vermehren, von denen man hofft, daß sie die Sozialdemokratie ausrotten werden. Und da ist es nun einer der köstlichsten aller Weltgeschichtsscherze, daß es eben diese durchgreifende Sittigung ist, was die Sozialdemokratie erzeugt.



## Die unpersonliche Dichtkunst

### 1



Die schrecklichsten Erfindungen der Neuzeit sind offenbar nicht das rauchlose Pulver und das „kleinkalibrige“ Gewehr, sondern die Stereotypie und der Rotationsdruck. Seit das Drucken so leicht und schnell von statten geht, schreit die Masse des Gedruckten geradezu zum Himmel. Aber wie verschwindend klein ist neben den Bergen von Tageblättern, Zeitschriften und Büchern, die täglich in die Welt gesetzt werden, die Menge dessen, dem eine Bedeutung über den Tag hinaus zukommt! Und nun gar dessen, das von bleibendem Werte wäre! Was für ein Geschrei haben die „Modernen“ um ihre und ihrer Genossen Werke erhoben! Und wer hat sich darum gekümmert? Das Häuflein der Litteraten, das, trotz seines ungesunden Anwachsens, im Vergleich zum ganzen deutschen Lesepublikum doch immer noch klein ist. Aber das Volk? Für das Volk war der ganze Lärm ein Mönchsgezänk. Von den zahllosen Schriftstellern der Berliner Schule hat nur einer die Teilnahme des ganzen Volks, wenigstens Norddeutschlands, auf sich zu lenken vermocht: Hermann Sudermann. Das will zwar nicht viel sagen, denn die gleiche Teilnahme erweckten einst Claren und Kogebue, während Goethe dem Publikum dieser beiden fremd blieb. Aber es ist doch der Mühe wert, die Kunst, die Sudermann vertritt, auf ihre besondere Natur hin zu betrachten und ihren Erzeugnissen eine obere Grenze zu ziehen. Eine untere ist nicht nötig, da sie zweifellos der Vergessenheit anheimfallen wird.

Das Stück, wodurch der begabte Erzähler und anmutige Plauderer Sudermann über Nacht zum ersten deutschen Dramatiker wurde, war die „Ehre.“ Die Weisen des Berliner Tageblatts, die von der sozialen Frage so viel verstehen wie der Esel vom Lautenschlagen, nannten es ein soziales Drama. Allerdings